

14. Sonntag im Jahreskreis B

7. Juli 2024

Schrifttext: Mk 6,1b—6

Mein Heimatpfarrer lädt mich immer ein, im Sommerurlaub einen Sonntagsgottesdienst in meiner Heimatpfarrkirche zu feiern. Es ist die Kirche, in der ich getauft wurde, zur Erstkommunion gegangen bin und gefirmt wurde. Es ist die Kirche, in der ich lange Ministrant war. Und es ist auch die Kirche, in der ich als Neupriester Primiz gefeiert habe. Jedes Mal, wenn ich dorthin komme, ist es auch eine Rückkehr zu den Wurzeln. Im Gottesdienst treffe ich Menschen, mit der Kindern ich in die Schule gegangen bin oder mit denen ich Ministrant war. Für die Menschen, denen ich begegne und die mich von früher kennen, spielt das meiste meiner Biografie keine Rolle. Vieles nach dem Auszug aus dem Elternhaus ist für sie eine Erzählung aber nicht gemeinsam Erlebtes. Für viele steht da also der Ministrant aus den 1980er und 1990er Jahren am Ambo und am Altar. Diese unterschiedlichen Lebenswege sind herausfordernd, und das Predigen in der Heimat ist darum nicht einfach.

„Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder von Jakobus, Joses, Judas und Simon? Leben nicht seine Schwestern hier unter uns?“ (Mk 6,3).

Jesus kommt also zurück in seine Heimatgemeinde. Und es geht ihm so, wie anderen auch: Die Menschen, die ihn erleben, knüpfen an ihre Erinnerungen von früher und an ihr Wissen über die Familie Jesu an. Jede/r von ihnen hat seine Berührungspunkte mit ihm, bevor er Nazaret verlassen hat. Jede/r kennt ihn auf seine Weise. Mit Sicherheit gibt es sozusagen „Sandkastenfreunde“, Nachbarn, ehemalige Arbeitskollegen. Diese Erinnerung bringen sie mit. Was ihnen aber fehlt, ist die Zeit nachdem er Nazaret verlassen hat. Anders gesagt: Sie haben die weitere Entwicklung Jesu nicht erlebt. Man hört es im Evangelium: Die Leute sind erstaunt über Jesus. Er ist anders geworden. Und eigentlich passt er nicht mehr zu uns.

Ich sehe daran, dass sich der Glaube entwickelt und auch Entwicklung braucht. Jesus ist Zimmermann. Er hat also sicher auf vielen Baustellen gearbeitet. Auf die Walz musste er nicht gehen; die gab es noch nicht. Aber dennoch ist sie vielleicht ein Schlüssel zum Verständnis. Zu Beginn der frühen Neuzeit, also am Ende des Mittelalters, wurde von den Zünften die Wanderplicht der Gesellen festgeschrieben. Das hatte mehrere Gründe. Ein Grund dafür war sicherlich auch, dass sich so der Handwerker weiterentwickeln konnte, indem er neue und andere Techniken und Methoden kennenlernte und erlernte. Für die technische Entwicklung bedeutete das einen echten Anschlag. Und sich stelle mir das auch für den Glauben vor. Zum einen sind da die Leute von Nazaret, die sicherlich in ihrem Städtchen beschaulich und meistens zufrieden leben, die am Sabbat in die Synagoge gehen und doch für sich selbst sind. Und zum anderen ist da Jesus, der laut Markusevangelium einen echten geistlichen Weg hinter sich hat. Mit seiner Taufe und

anschließenden Wüstenerfahrung. Am Anfang steht dabei die Offenbarung an den Menschen Jesus und an die Leser des Evangeliums, dass er von Ewigkeit her der Sohn Gottes ist. Diese Selbstgenügsamkeit und diese unglaubliche Botschaft treffen in der Synagoge von Nazaret aufeinander. Und das alles gipfelt in der Frage der Leute: *„Woher hat er das alles? Was ist das für eine Weisheit, die ihm gegeben ist? Und was sind das für Machttaten, die durch ihn geschehen?“* (Mk 6,2b). Es ist nicht mehr der Jesus „von früher“, den „man“ kennt. Sein bloßes Dasein zeigt den Anspruch an die Menschen, die spüren, dass der Glaube sich entwickeln muss. Ich habe da auch den Eindruck, dass die Leute von Nazaret da eine Chance verpasst haben. Denn der Glaube wird dann reif, wenn ich mich auf Christus und seine Botschaft einlasse. Glaube hat eine Kraft in sich, die Menschen auch menschlich voranbringt und reif werden lässt. Die Ablehnung Jesu in seiner Heimat hat damit zu tun, dass die Leute von Nazaret nicht wollen, dass Jesus sich menschlich weiterentwickelt hat und sie darum herausfordert. In einer geistlichen Auslegung habe ich gelesen, dass sich diese Szene von Nazaret oft im eigenen Herzen wiederholt:

„**Wir** selbst sind Nazareth, seine Heimat,
 wo er aufgewachsen ist.
 Wir glauben, ihn zu kennen;
 wir meinen zu wissen, wer er ist.
 Wir haben Geschichte mit ihm.

Ich staune über seine Worte
 und trenne sie von ihrer Wirkmacht,
 wenn sie mich berühren.

Ich lasse sie ins Leere gehen.
 Wenn ich mich in seinen Worten erkenne,
 regt sich oft Widerstand in mir —
 bis zu leidenschaftlicher Ablehnung.

Was mit Jesus in der Synagoge von Nazareth geschieht,
 das passiert oft genug im eigenen Herzen.
 Er hat kein Ansehen in seiner Heimat
 und kann dort keine Wunder tun.
 Jesus wird denen zum Heil, die sich als ‚Schwache‘ (*arrostos*) wissen und
 sich von ihm die Bekehrung ihrer Herzen herbeisehnen.“¹

Die Begegnung mit Jesus fordert heraus: Die Menschen von Nazaret und mich selbst. Offen zu sein für sein Wort, führt auf den Weg zum Wachstum des Glaubens.

¹ Peter Köster, Lebensorientierung am Markus–Evangelium: eine geistliche Auslegung auf fachexegetischer Grundlage, St. Ottilien 1999, S. 96–97.